

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 17 (1941-1942)
Heft: 7

Artikel: 1941 nach Bolivien : aus dem Tagebuch eines jungen Schweizers
Autor: Wegener, A.F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1067069>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



M. North

1941 Nach Bolivien

Aus dem Tagebuch eines jungen Schweizers von A. F. Wegener.

Der Entschluß

Heute habe ich meine Stellung als Konstrukteur bei einer der ersten Industriefirmen der Schweiz gekündigt. Der Gehalt ist mir zu gering. Die Aussichten für die Zukunft sind unbefriedigend. Ich bin hier nicht am rechten Platz. Plötzlich erscheint mir die Schweiz in ihren Entwicklungsmöglichkeiten für mich zu klein. Ich bastelte schon als Bub Radio. Später kaufte ich mir einen HRO, den Apparat, welchen auch die zürcherische Polizei benutzte. Ich hatte eine internationale Rufnummer erhalten und lauschte selbst nachts in das All, um die

kurzen Wellen einzufangen. Damals entstand meine Sehnsucht, einmal selbst in die unbekannte Ferne zu ziehen, aus der Rufe an mein Ohr kamen. Nun sollte sie verwirklicht werden. —

Ich bin nur hilfsdienstpflchtig; man wird mich entbehren können. Kurzum, im Frühling des Kriegsjahres 1941 beschließe ich auszuwandern.

Wohin

Wenn einer heutzutage auswandern will, ist die Wahl beschränkt. Ein südamerika-

nischer Staat erscheint mir das Gegebene; hier bestehen aber Einwanderungssperren in Form von hohen Einwanderungskautionen, oder dann sind die klimatischen Verhältnisse für Europäer nichts. Schließlich bleibe ich an Bolivien haften. Dort fließt zwar nicht Milch und Honig, hingegen liegt es etwas abseits vom Wege, nämlich nicht an einem Ozean. Da Bolivien ein Binnenstaat ist, den man nicht so leicht erreicht, erscheint es mir noch nicht so überlaufen, so daß es einem Radiofachmann wohl eine Zukunft zu bieten vermag. Bolivien hat alle möglichen Klimata, vom tropischen Urwald bis zu den Eisregionen der Anden in 7000 Meter Höhe. Aber vor allem fällt ins Gewicht: Bolivien ist ein reiches, noch nicht ausgeschöpftes Land. Es hat reiche Bodenschätze: Zinn, Silber, Kupfer, Blei, Quecksilber, auch Platin und sogar Öl. Das verbürgt einen gewissen Wohlstand und eine sichere Zukunft. Die Hauptstadt La Paz liegt allerdings auf 3600 Meter Höhe, und da ich noch nicht auf dem Titlis übernachtet habe, erscheint es mir etwas bedenklich, sich so hoch zu versteigen. Trotzdem, ich beschließe nach La Paz zu gehen. Dort werde ich schon etwas finden. Schließlich verstehe ich ja auch mein Handwerk.

Vorbereitungen

Auf zu St. Bureaukratius! Ein Leumundzeugnis und eine Paßempfehlung brauche ich zunächst, dann den Paß selber. Ich erhalte auch Militärurlaub. Gänge zu Konsulaten, Briefwechsel mit Auswanderungsstellen und nach Übersee, Telegramme, Telefongespräche folgen. Visen und Devisen, Zahlungen am laufenden Band, Kautionen für Durchreisen und Einwanderungen! Alles will von mir Geld haben. Zum Schluß erhalte ich einen Schiffsplatz Barcelona—Rio de Janeiro—Buenos Aires und einen Platz im begleiteten Auswanderungszug Genf—Barcelona. Reserviert hatte ich den Schiffsplatz durch ein zürcherisches Reisebureau

schon Monate vorher und eine Anzahlung gemacht.

Auch gesundheitlich mußte ich mich für Übersee vorbereiten, insbesondere wurde ich viermal geimpft und lag bei den Typhusimpfungen mit Fieber im Bett. So konnte es endlich losgehen, zumal ich zu meinen sonstigen Kenntnissen in den Landessprachen auch Englisch sprach und zur Vervollständigung zuletzt fleißig Spanisch getrieben hatte.

Abfahrt

Schwer fiel es mir auf die Seele, daß ich über 8000 Franken, einschließlich der Kaution und einem Zehrgeld für die Fahrt, hatte aufwenden müssen, um jetzt die Heimat einer ungewissen Zukunft willen verlassen zu können. In einer friedfertigen Zeit werde ich sie hoffentlich wiedersehen.

In See

Am 24. August liegt der « Cabo de buena esperanza » der Ybarray compañía, Sevilla, sauber und schmuck — wenigstens äußerlich — im Hafen von Barcelona, hat 22 000 Tonnen Wasserverdrängung und soll um 6 Uhr abends in See gehen. Als Passagier erster Klasse brauche ich auch nur fünf Stunden lang Schlange zu stehen, während die Passagiere dritter Klasse zwölf Stunden warten müssen.

An Bord

Sechs Schweizer bilden einen Schweizerisch im Speisesaal. Wir sind froh, daß wir so ein Stück Heimat bilden, und trinken auf « Meeresstille und glückliche Fahrt ». Das Essen ist, wie immer auf Seeschiffen, reichlich. Es sieht auch appetitlich aus, und ich esse wacker drauflos. Leider scheint es aber nicht so bekömmlich wie ansprechend zu sein. Über vierzig Passagiere erkrankten an mehr oder minder schweren Fleischvergiftungen. Der Schiffsarzt und zwei Assistenten sind vollauf beschäftigt. Ich nehme « Bellog » (Pflanzenkohle) und Baldrian und freue mich, daß ich gegen Typhus und Para-

RICHTIGES SCHWEIZERDEUTSCH

(züritütsch)

Passed uuf uf d Dialäkt-Satzfüegig und der äige Wortschatz!

○ *Faltsch* + *Rächt*

○ *Faltsch*: D Zyt isch beräits ganz bedüütend vorgrücht, so daß ich glaube, mer chöntid mit öiserne Traktande begine.

+ *Rächt*: S isch iez Zyt, mer wänd mit öiserne Gschäften aafange!

○ *Faltsch*: In Anbetracht desse, gseemer is vor die Nootwändigkeit gstellt, das mer ...

+ *Rächt*: Wägedesse gits nüüt anders, as das mer ...

○ *Faltsch*: Da die Angelegenheit von außerordentlicher Wichtigkeit isch, möcht i der Aantraag stele, das mer dē Beschluß in Wiedererwägung ziet.

+ *Rächt*: Wil di ganz Sach wichtig gnueg isch, stel i der Aatraag, mer sel zerscht namaal drüber rede, vor mer öppis undernimt.

○ *Faltsch*: I hän die Genuegtueung, das d Anbauschlacht vo der kommende Saison grooßartigi Fortschritt macht, so wyt s öiseri Gmäind aabetrifft.

+ *Rächt*: Es fröit mi, das in öiserer Gmäind de nööchsch Sumer duur na mee ggärtneret wirt as fern.

○ *Faltsch*: D Anpflanzung vo Kartoffle, Rüeben und Geträide wirt d Hauptaufgaab von öisere Landwirte bilde.

+ *Rächt*: D Puure wärded hauptsächli müese druuf luege, das si so vil as mögli Hördöpfel, Rüebli und Chorn pflanzed.

Zusammengestellt von Frau Ida Feller-Müller, Zollikerberg, Zürich.

typhus geimpft bin. Ich pflege eine Schweizerin und einen Schweizer Schauspieler und helfe mit meinen Medikamenten aus.

In der dritten Klasse sieht es freilich übel aus. Es gibt da Schlafsäle, offenbar frühere Laderäume, die ohne hinreichende Ventilation sind. Die düstern Kabinen sind zu stark belegt; das den Passagieren reservierte Hinterdeck kann nicht alle auf einmal fassen, denn es sind ihrer gegen vierhundert. Waschgelegenheiten und Toiletteneinrichtungen sind in ungenügender Zahl vorhanden, und ich denke schon an die Folgen eines aufkommenden Seeganges. Ich kann es da unten nur kurze Zeit aushalten. Ich habe bis jetzt eben noch nie Gelegenheit gehabt, Elend und was damit zusammenhängt zu sehen.

Aus Berufsinteresse mache ich mich mit den Funkern bekannt, lerne den Funkbetrieb an Bord und bin gespannt auf das erste SOS. Dabei vervollkomme ich mich auch im Spanischen.

Mit der Zeit wird es unangenehm warm, und man ist froh, sich in einem fünfmal 5 Meter großen Schwimmbad und unter Duschen abkühlen zu können. Innerlich nimmt man am besten heißen Tee zu sich — mein altes Rezept auf sommerlichen Autofahrten seligen Angedenkens.

Ein Emigrantenschiff

Heute Samstag, den 6. September, soll Galaball sein, und mein Smoking hängt seit einigen Tagen an der frischen Luft, um seine Kniffe zu verlieren. Die Verhältnisse in der dritten Klasse sind schlecht, weil die Verpflegung auf das Existenzminimum beschränkt zu sein scheint. Es mangelt an frischem Gemüse und Obst, auch Biskuits fehlen. Seit einiger Zeit gehe ich deshalb nach unten und verteile, was ich oben an solchen Sachen erhalten kann. Von allen Seiten her recken sich die Hände von alt und jung. Wir sind eben auf einem Emigran-

tenschiff! Viele Passagiere sind auf der « Cina » gewesen, welche Emigranten aus Belgien und den besetzten Gebieten Frankreichs an Bord hatte und von Marseille nach Buenos Aires wollte, aber bei Dakar nach Casablanca umkehren mußte, wo die Passagiere mehrere Monate interniert wurden. Darum sind sie neuen Strapazen kaum mehr gewachsen. Elend ringsum! In der ersten Klasse ist hingegen Galaball. Man schämt sich fast zu tanzen.

Curaçao

Wir legen in der holländischen Kolonie Curaçao an. Ich lerne, daß zu dieser Kolonie drei Inseln « unter dem Winde » und drei « über dem Winde » gehören. Wer denkt da nicht an das heimatliche « ob dem Wald » und « nid dem Wald »! Hier werden von einem Hilfskomitee Lebensmittel, Kleider und Wäsche für die Emigranten an Bord gegeben und damit einer dringenden Not gesteuert.

Krankheit und Tod an Bord

Nach Curaçao fängt es an, sehr ungemütlich zu werden. Nicht nur die feuchte Hitze setzt einem zu, sondern die hygienischen Verhältnisse auf dem Schiffe sind schlecht. Waschwasser gibt es in der ersten Klasse nur noch zwischen 7 und 1 Uhr und von 5 bis 10 Uhr, in der dritten Klasse zwischen 7 und 9 Uhr morgens. Das Trinkwasser ist ungenießbar, und das Mineralwasser wird nicht bis Rio reichen. Der Tee ist zu schwach und der Kaffee — versalzen, denn dem Koch muß damit ein Malheur passiert sein. Die Toiletten lassen zu wünschen übrig.

Wir haben Krankheiten an Bord, es soll Typhus oder Paratyphus sein. Auf der Höhe des Amazonas haben wir nachts 2 Uhr ein Seebegräbnis. Die Tote hinterläßt einen Mann und eine Tochter. Das Schiff hält ein paar Minuten — einige Worte —; ein improvisierter Sarg gleitet auf einer Planke in die Tiefe. Der Mann ist verzweifelt, will nachspringen, wird

aber zurückgehalten. Das Schiff setzt die Fahrt in der Sternennacht fort.

Der Äquator wird passiert

Äquatortaufe — überschattet durch den Todesfall! Neptun mit Gefolge! Im Schwimmbassin werde ich unter üblichem Zeremoniell getauft und säubere mich nachher gründlich. Am Abend feiern wir.

Eine Passagierin der ersten Klasse hat im Anschluß an eine vom Schiffsarzt gemachte Injektion eine Infektion am linken Arm bekommen. Nach Ansicht der Ärzte ist sie nur noch durch eine schnelle Operation zu retten, die aber an Bord unmöglich ist. Die üblichen Mittel haben versagt (Prontosyl). Da ich in meiner Apotheke das neue Wundermittel der Ciba, das Cibazol, habe, das der Schiffsarzt nicht einmal dem Namen nach kennt, begeben sich zu dem japanischen Arzt, mit dem allerdings eine Verständigung ziemlich schwer ist, und wir setzen eine Behandlung mit Cibazol durch. Tatsächlich wird das Fortschreiten der Infektion aufgehalten, und die Patientin wird hoffentlich bis Rio durchhalten. Dort wird man sie allerdings operieren müssen.

Einem tschechischen Passagier ist eine Ladung auf den Rücken gefallen und hat ihm die Wirbelsäule gebrochen. Er stirbt kurz darauf. Er hatte zu den Passagieren des französischen Dampfers gehört, welche später monatelang interniert worden waren, und ist mit seiner Familie seit Anfang des Jahres unterwegs gewesen.

Ich suche die Zeit hinzubringen so gut es geht. Man sehnt sich, an Land zu kommen; man ist seeüberdrüssig. Ein spanischer Pater, der in Rom war, unterweist mich in liebenswürdiger, selbstloser Weise im Spanischen. Ich lerne viel von ihm. Ich selbst gebe einem Emigranten Unterricht im Englischen, da er später nach New York will. Für einen französischen Kaufmann arbeite ich eine Propagandaschrift aus.

ZWEIERLEI LANDGASTHÖFE



**So sollte ein richtiger schweizerischer
Landgasthof aussehen —**



**und so steht er leider in zahllosen
Dörfern.**

**Auch die Neugestaltung unserer «Wirt-
schafts»-Kultur wäre des Schweißes der
Edlen wert.**

Rio de Janeiro

Am 25. September fahren wir bei starkem Seegang in die Bucht von Rio ein. Wir passieren den «Zuckerhut» und den weiter entfernt liegenden «Buttertopf», die Wahrzeichen vor dem Eingang der «schönsten Stadt der Welt». Kulissenartig schieben sich die Berge auseinander und öffnen Blicke auf andere Buchten, Berge und Täler. Der Blick auf die Stadt ist tatsächlich überwältigend, insbesondere für den landhungrigen Seefahrer.

Ein Gang durch die Stadt, ein Ausflug durch die Anlagen der Quinto da bona vista oder auch zu der berühmten Allee der Königspalmen gewähren einen ersten Einblick in das ozeanische Paradies. Die engen Straßen der Altstadt werden von sieben grünen Hügeln eingeschlossen. Die Lage, das Klima, die Üppigkeit der Natur, die Grazie der Frauen und Geld, mit amerikanischer Großzügigkeit verwendet und verschwendet, haben Rio zu dem gemacht, was es heute ist. Daß es aber ein gefährliches Pflaster ist, sieht man auf den ersten Blick. Wehe dem Greenhorn ohne innern Halt!

Buenos Aires

Nach sechswöchiger Fahrt laufen wir in den Hafen von Buenos Aires ein. Hier erwartet mich eine große Enttäuschung. Da ich nur ein Durchreisevisum habe, muß ich an Bord bleiben und darf das Schiff erst am Tage der Abfahrt meines Zuges nach Bolivien, des Andenexpresses, verlassen. Es soll ein Gesetz geben, daß, wer einmal den Boden Argentiniens betreten hat, das heißt sich niedergelassen hat, nicht wieder ausgewiesen werden kann. Dieses Recht haben sich dann offenbar die meisten Transiteure zunutze gemacht und sind geblieben. Bei den politischen Spannungen von heutzutage wird nun bei Einreisenden scharf aufgepaßt, und man läßt Durchreisende nicht erst Fuß fassen. Darum meine Internierung an Bord! Allerdings habe ich nichts anderes auszustehen als die Frei-

heitsbeschränkung. Täglich erhalte ich aber an Bord Besuch. Die Herren der Schweizer Gesandtschaft oder des Konsulates kommen, und ich erfahre mancherlei, was für mich als Greenhorn in Südamerika wissenswert ist.

Ein Schiffsbrand

Nachdem ich eben eingeschlafen bin, werde ich durch Sirenengeheul und einen Feuerschein geweckt. Aus dem Bullauge der Kabine kann ich vor lauter rotem Qualm nichts sehen. Sofort schraube ich den eisernen Deckel vor, ziehe mich etwas an und stürze an Deck. Dort wird aus sechs Rohren schon wütend auf das Schiff neben uns in Feuer und Qualm hineingegossen. Der Leichter, der von uns die Korkladung aus Cadiz übernahm, hat irgendwie Feuer gefaßt und steht nun in Flammen. Am Morgen liegt das Schiff gesunken im Hafen und nur die Mastspitzen ragen noch aus dem Wasser. Unser Schiff ist nur leicht angesengt worden.

La Paz

Auf dem Bahnhof von Buenos Aires wartet der Expresß nach La Paz. Im Schlafwagen 1. Klasse ist ein Platz für mich reserviert; aber der Wagen hat nichts von europäischem Komfort an sich. Er ähnelt tropischen Holzwagen; zudem handelt es sich um eine Schmalspurbahn.

Diese tagelange Fahrt ist keine Annehmlichkeit. Die ersten zwei Tage setzt einem der unangenehme, durch alle Fugen dringende Sandstaub zu, gegen den es keinen Schutz gibt. Das Atmen wird zuweilen schwer. So geht es durch Steppen und Pampas bis Tucuman. Für Kakteenfreunde ist die Fahrt ein Genuß, denn diese Pflanzen ragen meterhoch in bizarren Formen. Sie und Dornen bilden deshalb auch wohlfeile Hecken.

Ab Tucuman beginnt langsam die Steigung, welche sich am nächsten Morgen verstärkt. Es geht bis auf 4500 Meter Höhe, und das Herz meldet sich. Der

Camarero gibt uns Cafaspin, ein Präparat aus Koffein und Aspirin, welches die Herztätigkeit regelt. Nach einer halben Stunde ist mir besser. Ich nehme eine Dusche, welche Möglichkeit ein Vorzug dieser Wagen ist.

Stundenlang fährt man über öde Hochflächen, wo höchstens hie und da ein Lama auftaucht, von dem man nicht weiß, aus was es lebt. Gegen Mittag ist die argentinisch-bolivianische Grenze erreicht. Wir stehen in einer immens heißen Sonne, während ein eisiger Wind über die Ebene jagt. Drei Stunden dauert die Kontrolle.

Dann nimmt die Fahrt über Hochflächen ihren Fortgang, vorbei an ergiebigen Erzminen, meistens Zinn. Endlich öffnet sich vom Hochplateau aus der Blick in einen weiten Talkessel. Ungefähr 500 bis 700 Meter tiefer liegt im Abendglanz eine verwunschene Stadt. Das ist La Paz. Tatsächlich, im Scheine der untergehenden Sonne macht die Stadt in der wildromantischen Umgebung auf den Reisenden, der sie nach tagelanger Fahrt als Ziel vor sich liegen sieht, einen bezaubernden Eindruck. Nach kurzem Aufenthalt in der Höhe geht die Fahrt in den Talkessel hinunter, und nach einer halben Stunde läuft der Zug in den Bahnhof der bolivianischen Hauptstadt ein.

Am Ziel

Im Sucre Palace Hotel, das erst vor einem Jahr eröffnet wurde und das beste Hotel der Republik sein soll, ruhe ich meine müden Glieder aus. Da das Zimmer aber im Tag 3—4 USA-Dollars kostet, werde ich mich bald nach einem billigeren Quartier umsehen müssen.

La Paz, die Gründung eines Klerikers, hieß ursprünglich (1548) «die Stadt unserer lieben Frau vom Frieden» und hat heute zirka 240 000 Einwohner. In den letzten zwei Jahren nahm sie, wie Bolivien überhaupt, einen großen Aufschwung. Ich bin von dem ersten Eindruck sehr angenehm überrascht. Ein

buntes Straßenleben empfängt den Fremden. Den Grundton geben die malerischen Trachten der Mestizinnen und die farbigen Umschlagtücher der Indianerinnen. Dann sieht man wieder englische Herren-eleganz und Pariser Toiletten zwischen den buntgestreiften Ponchos der barfüßigen Indianer und all den hellen Rücken und steifen Strohhüten. Moderne Gebäude, das Palais des Präsidenten, das Parlament, die Kathedrale und reizvolle Bauten aus alter Zeit in spanischem Barok und die mehr oder minder malerischen Häuser und Hütten, die roten und blauen Dachflecken der Vorstädte, das indianische Marktleben, wo alles, nämlich Tongeschirr, Sandalen, Kleider, Zaumzeuge, Gemüse, Früchte und vor allem die vielen Sorten von Kartoffeln auf den Straßen ausgebreitet wird, sind Ersteindrücke, welche die Netzhaut treffen. Nicht zu vergessen sind die funkel-nagelneuen, amerikanischen Autos, bei deren Anblick einem das Herz im Leibe lacht, wenn man selbst Autofahrer ist und wehmütig an das liebe Zürich denkt, in dem heute die Parkplätze verwaist sind.

An die farbige Bevölkerung — nur ungefähr ein Drittel ist weiß — gewöhnt man sich bald. Sie ist hilfsbereit. Es sind kräftige Gestalten darunter. Schwerer ist es, sich an die Höhe zu gewöhnen. Trep-pensteigen oder Kofferheben unterlasse ich in den ersten Tagen gern. Das Herz trommelt, der Hals wird trocken. Man kommt sich erkältet vor, weil man hustet. Der Regen wird von der Sonne gleich aufgetrocknet, und doch schwitzt man nicht. Es ist so vieles anders, als man gewöhnt ist.

Man erfährt, daß die Post nicht ver-tragen wird, sondern im Postfach ruht. Oder dann muß man der poste restante nachfragen, was nicht immer zum Ziele führt, da sie sowohl unter dem Anfangs-buchstaben des Vornamens als demjeni-gen des Berufes (oder des Geschlechts-namens) lagern kann. Telephone kann man übrigens nicht mieten, sondern nur kaufen.

Ich suche eine Stellung

Auf dem Schweizer Konsulat, wo ich mich vorstelle, finde ich freundlichste Auf-nahme. Man bemüht sich, mich unterzu-bringen. Man telephoniert, stellt Verbin-dungen her. Ich komme mit der Radio Corporation of America und der « Cir-bol » Compania Internacional de Radio Boliviana in Kontakt. Letztere sucht einen Stationsingenieur als Leiter. Dieses Un-ternehmen ist insofern ein Staatsunter-nehmen, als die Regierung Aktien besitzt. Bedenken bestehen, weil ich Ausländer bin, und der Prozentsatz der gestatteten Ausländer schon erreicht ist.

Streik

Seit drei Tagen ist Verkehrsstreik. Bei den Eisenbahnern hat es angefangen, da sie nur zwischen 600 bis 800 Bolivianos monatlich verdienen, also durchschnittlich 65 Franken, wobei die höhere Kaufkraft aber berücksichtigt werden muß. Auch andere Berufe haben sich dem Streik aus Sympathie angeschlossen. In den Minenbezirken wird ebenfalls gestreikt. Der Belagerungszustand ist erklärt. Mi-litär und bewaffnete Polizei zieht durch die Straßen. Ab und zu fährt ein Taxi oder ein Autobus unter Bedeckung. Beim Regeln meiner Einwanderungsangelegen-heiten gehe ich in den Regierungsgebäu-den zwischen Gewehrläufen durch, an Maschinengewehren vorbei. Die Soldaten haben die Finger am Abzug. Der mir zur Verfügung gestellte Taxi hat eine Be-deckung von zwei bewaffneten Soldaten. Noch nie bin ich bis jetzt eskortiert wor-den. Ich bekomme einen Waffenschein und rüste mich mit einem 7,65-« Ma-schinengewehr » aus. In Frage steht, ob die Streikunruhen politische Färbung erhalten und ausarten. Es sieht in La Paz trotz des Aufstandes verhältnismäßig friedlich aus, weil die Bevölkerung es nicht tragisch zu nehmen scheint. Im Minenrevier soll es allerdings über dreißig Tote gegeben haben. Die bewaffneten Polizisten wirken zwar als ganz friedliche Bürger. Es beruhigt mich, daß sie die

Läufe ihrer Gewehre mit Putzfäden verschließen. Heute ist der 22. Oktober, und ich gehe ins Hotel de Paris Tee trinken.

Ich arbeite

Ich habe die Stellung als Radioingenieur bei der « Cirbol » erhalten und habe die gesamte Anlage für den Übersee- und Kontinental-Telegraphie- und Telephonverkehr unter mir. Am 1. November trete ich an. Es ist schneller und besser gegangen, als ich zu hoffen wagte. Dazu übersteigt mein Gehalt dasjenige bei der schweizerischen Großfirma um ein Vielfaches und ist auch für bolivianische Verhältnisse groß. Groß ist allerdings auch meine Verantwortung; denn die « Cirbol » ist in Bolivien die einzige Station, welche direkt mit dem Ausland radiotelephonischen und radiotelegraphischen Verkehr hat. 9 Uhr morgens beginnt die Arbeit,

um 10½ und um 4½ Uhr mache ich jeweiligen Teepausen. Von 12 bis 2 Uhr nehme ich im französischen Klub das Mittagessen ein, wo es allerdings öfters Verspätungen gibt, weil der Koch betrunken ist und der Manager an seine Stelle tritt. Um 6 Uhr ist Schluß. Tatsächlich bin ich aber Tag und Nacht im Dienst, das heißt ich muß zur Verfügung stehen und daher immer hinterlassen, wo ich zu finden bin. Alarmiert, begeben sich mit dem mir zur Verfügung stehenden Auto, das die Bezeichnung « Servicio official » trägt, zur « Unfallstelle », mit oder ohne Chauffeur, letzteres, wenn er mir nicht nüchtern erscheint. « Unfälle » gibt es besonders viel, weil die Indianer den Kupferdraht der Leitungen lieben, den sie als Schmuck und sonst als Wertstück schätzen. Bei Nacht und Nebel suchen sie daher oft, sich eines Stückes zu bemächtigen.



Roman Tschabold

Sulwald, Bleistiftzeichnung

Ich habe eine Wohnung

Ich habe mir eine Wohnung, nämlich zwei Zimmer mit Küche, Badezimmer und Toilette gemietet. Das klingt feudaler, als es ist. Wahrscheinlich wäre das Haus — ein Einfamilienhaus mit einem Laden im Parterre — von einer schweizerischen Baubehörde gar nicht erst abgenommen worden, denn das Dach ist undicht und ein Korridor meiner ersten Etage führt ins Nichts. Die Wirtin verspricht freilich, eine Türe anbringen zu lassen, aber da sie «*mañana*» (morgen) sagt, so verpflichtet sie sich nach hiesigen Begriffen offenbar zu nichts. Man blickt zwar auf einen Fluß, in welchen aus den Nachbarhäusern Unrat geworfen wird, auf Höfe, in denen man Stroh zu Matratzen zupft, und auf eine Freilufttoilette, der zur Seite eine scheinbar zwecklose Antenne ragt; aber man schaut darüber hinweg auf die Stadt und die wilden Gebirge, die sich dahinter aufbauen. Unbezahlbar ist vor allem das erwähnte Badezimmer. Vorteilhaft ist auch der Umstand, daß ich keinen Mieter über mir habe, der sich an einem Seil zu meinem Fenster hineinlassen kann.

Die Einrichtungsgegenstände habe ich gekauft, bestellt oder geliehen und mir überdies eine Chola-Halbindianerin zugelegt. Ich werde sie aber entlassen müssen, weil sie mit meiner Zahnbürste die Teller reinigen wollte und meine Waschschüssel nahm, um sich die Füße zu waschen, nachdem ich ihre Sauberkeit bemängelt hatte.

Meine Tätigkeit

Ich bin jetzt eingearbeitet und habe die Alleinverantwortung für die Station, welche aus folgenden Teilen besteht:

A. Die Sende- und Antennenanlagen in Alto La Paz, welche auf einer Höhe von 4500 Metern installiert sind. (Hier sind die verschiedenen Sender für Telephonie und Telegraphie nach Santiago de Chile, Lima-Peru, Buenos Aires-Argen-

tinien, New York und Europa. Ein Cholo-Halbindianer führt hier die Aufsicht.)

B. Die sogenannte «Terminal-Equipment» in La Paz selber, welche wiederum aus folgenden Unterabteilungen besteht: 1. Die «Terminal-Equipments» für sämtliche Kontinental- und Übersee-Telephongespräche. 2. Die Telegraphenabteilung für sämtliche Kontinental- und Überseetelegramme. 3. Die Presseabteilung. Natürlich habe ich entsprechendes Personal und bekomme demnächst einen weitem Techniker zu meiner Unterstützung.

Die Regenzeit und Weihnachten nahen

Neulich wurden schon alle meine Zimmerdecken naß. Ein Blitzschlag setzte die Leitungen außer Betrieb. Ich mußte lang arbeiten. Die Regenzeit kündigt sich auch im Straßenbild an. Indianische Träger liefern die offenen Särge ab. Zu Dutzenden sieht man Leichenzüge, denn täglich gibt es gegen 40 Sterbefälle, meist Kinder. Typhus und Kolik sind an der Tagesordnung. Man wundert sich, daß ich hier noch keinen Tribut in Form einer Dysenterie usw. bezahlt habe. Ich segne jetzt die diversen vor der Ausreise daheim gemachten Impfungen.

Bald ist es Weihnacht. Wir Schweizer werden uns zusammentun. Hoffentlich habe ich Betriebsruhe, damit ich nicht wie neulich plötzlich am Abend noch auf Alto La Paz an der Antenne arbeiten muß. Damals verbrachte ich die ganze Nacht arbeitend. Am Morgen wurde ich dann freilich durch einen einzigartigen Sonnenaufgang belohnt und sah die Siebentausender purpurn erglänzen. Der Wind wehte eisig über das Plateau, und durchfroren lenkte ich den Wagen zurück. Als um 9 Uhr der internationale Verkehr wieder einsetzte, stand der Yualmi Potosi nicht mehr blutig, sondern schneeweiß in der Tagessonne, und ich dachte an die heimatlichen Berge.